



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. (Zweiter deutscher Arbeiterkongreß. Prozeß Moltke-Garden.)

In Berlin hat in der letzten Woche der „zweite deutsche Arbeiterkongreß“ getagt. Das ist die Vereinigung aller der Arbeiterverbände und Gewerkschaften, die auf christlichem und nationalem Boden stehn. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß dieser zweite Kongreß gegen den ersten, der seinerzeit in Frankfurt am Main abgehalten wurde, einen nicht unwesentlichen Fortschritt aufweist. Wie wichtig das ist, braucht kaum besonders betont zu werden. Man wird gewiß nicht wähen dürfen, daß damit die Überwindung der Sozialdemokratie in sichere Aussicht gestellt ist. Da müssen noch ganz andre Faktoren mitwirken, und auch dann wird noch viel Zeit darüber vergehn. Aber die Loslösung des Arbeiterstandes von der Tyrannei und dem Terrorismus der Sozialdemokratie ist damit wenigstens angebahnt. Solange in den Kreisen der Arbeiterschaft der Glaube herrscht, daß nur in der Sozialdemokratie eine Vertretung der spezifischen Arbeiterinteressen gewährleistet ist, muß auch infolge des absolut verneinenden Charakters der sozialdemokratischen Parteitheorie der Staat in eine Stellung gedrängt erscheinen, die ihn im Gegensatz zu den Interessen der Arbeiter zeigt. Denn mit der Sozialdemokratie kann der Staat aus Gründen der Selbsterhaltung nicht paktieren, und das Klassenbewußtsein der Arbeiter wird in seiner staatsfeindlichen Richtung fortwährend bekräftigt. Der Staat hat trotzdem seine Pflicht gegenüber den berechtigten Interessen der Arbeiter erfüllt, aber ein Hindernis für fruchtbares Wirken und wahren Fortschritt bleibt die Feindseligkeit des Klassenbewußtseins der Arbeiter gegen den Staat dennoch. Und dieses Hindernis wird künstlich aufrecht erhalten durch den terroristischen Druck, zu dem der Parteisanatismus das natürliche Solidaritätsbedürfnis der Arbeiter gesteigert hat, und der mit allen Mitteln der Lüge, Verhezung und Verdummung in der Preßtätigkeit und sonstigen Parteitagitation ausgeübt wird.

Dieser Bann mußte also erst durchbrochen werden, damit der Staat überhaupt in der Lage sein konnte, den Arbeiterinteressen ihren entsprechenden Platz in der modernen Staatsordnung anzuweisen. Denn der moderne Staat kann sich mit dem Prinzip einseitiger Fürsorge für eine bestimmte Klasse der Bevölkerung nicht begnügen; er muß auch die freie Mitarbeit dieser Klasse an dem Gemeinwohl und der Entwicklung des Staatsganzen fordern. Das Wachstum der Arbeiterorganisationen, die sich auf den Boden der bestehenden Staatsordnung stellen, gibt auch dem Staat und den andern Gesellschaftsgruppen freie Hand, allen diesen Fragen unbefangener und mit der Aussicht auf positiven Erfolg näher zu treten. Ist erst einmal die Möglichkeit gegeben, daß der Staat auf einen Kreis von Arbeiterorganisationen zählen kann, ohne mit seinen übrigen sozialen Pflichten in Konflikt zu kommen, so verliert auch die sozialpolitische Fürsorge den Charakter der Wohltätigkeit, und die gesamte Sozialpolitik wird auf einen festern Rechtsboden gestellt. Daß das ein wesentlicher Schritt zur innern Gesundung sein würde, wird man wohl allgemein zugeben können.

Der Kongreß bedeutet auch darin einen Fortschritt, daß es gelungen ist, die nichtsozialdemokratischen Arbeiterorganisationen zur gemeinsamen Arbeit zu vereinigen. Die christliche Grundlage dieser Organisationen schließt die Gefahr in sich, daß die Konfessionen als trennendes Prinzip wirken; ihr nationaler Charakter kann zu einem Hervordrängen der Parteigegegensätze führen. Jetzt haben sich alle diese Bestrebungen in dem „Klassenbewußtsein“ geeinigt. Das mag für viele sehr beängstigend klingen, weil wir daran gewöhnt worden sind, den Begriff „Klassenbewußtsein der Arbeiter“

nur in Verbindung mit der revolutionären Sozialdemokratie zu denken. Um so wichtiger ist, daß einmal ernstlich und praktisch der Versuch gemacht wird, das an sich berechnete Empfinden der Arbeiter aus der Verquickung mit revolutionären Theorien herauszulösen. In dieser Beziehung hat lange eine gewisse Begriffsverwirrung geherrscht. Die konservative Partei zum Beispiel hat zwar im Sinne der kaiserlichen Botschaft von 1881 die Verpflichtung des Staates zur Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen anerkannt und an der Verwirklichung der sozialpolitischen Gesetzgebung, solange sie den Charakter der Fürsorgepolitik festhielt, getreulich mitgearbeitet, sie hat aber die innere Berechtigung einer Arbeiterbewegung und einer Einfügung der speziellen Interessen des „vierten Standes“ in die Gesamtheit der nationalen Interessen lebhaft bestritten. „Es gibt keinen vierten Stand“, konnte man noch vor zehn Jahren gelegentlich aus dem Munde konservativer Versammlungsredner hören. Alle diese Bestrebungen standen eben zunächst außerhalb des die Vorstellungen beherrschenden Staatsideals, und doch hätte man erkennen müssen, daß das Solidaritätsbedürfnis der Industriearbeiterschaft, dieser aus dem modernen Wirtschaftsleben natürlich hervorgewachsenen Gesellschaftsgruppe, ein gewisses Gegengewicht gegen die nivellierenden und auflösenden Einflüsse eines — durch die moderne politische Entwicklung erzeugten — einseitig betonten Individualismus zu bieten vermochte, das heißt gegenüber dem kapitalistischen Liberalismus eigentlich ein „konservatives“ Prinzip bedeutete. Von einer Partei war diese Einsicht vielleicht ein bißchen viel verlangt, da politische Parteien immer einen Ballast von Traditionen und Vorurteilen mit sich herumschleppen, und da auch materielle Interessen dabei mitsprechen — hier zum Beispiel der fatale Gedanke, daß auch die ländlichen Arbeiter „klassenbewußt“ werden könnten. Die Arbeiterbewegung hat dadurch jedoch nicht aufgehalten werden können, und so muß mit ihr gerechnet werden. Der Staat darf sich durch das „Klassenbewußtsein“ nicht schrecken lassen, sobald nur eine Möglichkeit erkennbar ist, daß es aus dem Bannkreis einer direkt staatsfeindlichen Theorie heraustritt.

Wenn bisher eine gewisse Furcht vor dem Klassenbewußtsein der Arbeiter geherrscht hat, so hat dies zum Teil auch den Grund gehabt, daß es von liberaler Seite niemals als ein sozial aufbauendes Prinzip betrachtet worden ist, sondern nur als ein Mittel, die Kraft einer oppositionellen Bewegung gegen den als reaktionär angesehenen Staat durch numerisches Gewicht zu verstärken. Deshalb widersetzte sich Friedrich Naumann seinerzeit sehr lebhaft der Abtrennung der christlichen Arbeiterbewegung von der sozialdemokratischen. Er setzte seinen ganzen Einfluß dafür ein, das Zusammengehören dieser Gruppen mit den Sozialdemokraten durchzusetzen, weil er die Arbeiterschaft zusammenhalten wollte, um einen Druck auf die Herbeiführung einer freihetlichen Entwicklung, wie er sie sich dachte, ausüben zu können. Er hegte die Illusion, eine Demokratisierung der Staatsordnung würde ohne weiteres die Proletarietmassen wieder auf nationalen Boden zurückführen. In dieser Meinung, die den Interessen der Arbeiterschaft in Wahrheit geschadet hat, begegnete sich Naumann mit einer Richtung innerhalb des deutschen Liberalismus, die sich vornehmlich in der Freisinnigen Vereintigung betätigte; aus dieser Übereinstimmung entstand bekanntlich der sogenannte Sozialliberalismus und der Anschluß Naumanns an die Freisinnige Vereinigung.

Durch alle diese Bestrebungen ist es dem Teil der Arbeiterschaft, der sich gern aus der Umklammerung der Sozialdemokratie befreien möchte, erschwert worden, seinen Weg zu finden. Aber es ist erfreulich, daß der Staat und die bürgerlichen Parteien die Bedeutung der Sache erkannt haben und zu dem Arbeiterkongreß in das richtige Verhältnis getreten sind. Das war um so notwendiger, als unter den

Freunden einer stetigen Fortführung vernünftiger sozialer Reformpolitik der Rücktritt des Grafen Posadowsky doch manche Beunruhigung erregt hatte. Der neue Staatssekretär des Innern, Herr v. Bethmann-Hollweg, ließ es sich nicht nehmen, den Kongreß persönlich zu begrüßen und eine Ansprache programmatischen Charakters zu halten, die hoffentlich eine gute Nachwirkung haben wird. Ganz im Sinne des vom Reichskanzler gesprochenen Wortes: „Nun erst recht!“ — wonach die Wahlniederlage der Sozialdemokratie unter keinen Umständen einen Stillstand in der sozialpolitischen Arbeit bedeuten darf — kündigte Herr v. Bethmann-Hollweg an, daß er die Sozialpolitik im Sinne seines Vorgängers weiterzuführen entschlossen sei. Er werde den Wünschen und Interessen der Arbeiter jederzeit gerecht zu werden versuchen, nur sollten sie bedenken, daß sie sich in den Rahmen des Staats und der Gesellschaft einfügen müßten, und daß auch die andern sozialen Gruppen Anspruch auf die Berücksichtigung ihrer Interessen hätten. Auch der Reichskanzler selbst hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich zu einem Programm dieser Art zu bekennen. Er empfing am Schluß der Kongreßarbeiten eine Abordnung der Arbeiter, die ihn in Klein-Flottbeck bei Altona aufsuchte, und äußerte sich hierbei über die nächsten Aufgaben der Sozialpolitik. Er verwies auf das demnächst zu beratende Reichsvereinsgesetz und auf das Arbeitskammergesetz sowie auf weitere Bemühungen zur Sicherung der Sontagsruhe und andre Verbesserungen in der Lage der Arbeiter gewisser Kategorien. Auch Fürst Bülow sagte den Arbeitern: „Wenn sich der Fortschritt auf manchen Gebieten nicht so rasch vollzieht, wie Sie ihn wünschen, so wollen Sie dabei im Auge behalten, daß die Reichsverwaltung die Interessen aller Stände wahrzunehmen hat, und daß eine gesunde und kräftige Sozialpolitik von der gesamten Volksauffassung getragen sein muß. Nichts aber wird das soziale Verständnis der gesamten Nation mehr fördern, als wenn die deutsche Arbeiterschaft sich in immer weiterem Umfange auf den nationalen Boden stellt. Dadurch bekennt sie sich zu einer Solidarität mit den andern Ständen, die auf der andern Seite nicht unerwidert bleiben kann und die Freudigkeit stärkt zu weiterem Fortschreiten auf sozialen Bahnen.“

Der deutsche Arbeiterkongreß gehört ebenso wie die Anbahnung der Blockpolitik zu den erfreulichen Anzeichen einer gesunden Entwicklung unsrer Politik. Wir brauchen dergleichen, da uns in den letzten Jahren von so vielen Seiten immer nur Pessimismus gepredigt worden ist. Nun scheint es freilich, als ob die Sensationsprozesse der letzten Zeit, besonders der tiefbedauerliche Prozeß Molke-Garden, diesem Pessimismus Recht geben wollten. Das uns unfreundlich gesinnte Ausland wird nicht verfehlen, diese häßlichen Vorkommnisse in solchem Sinne auszubenten. In dasselbe Horn stößt schon jetzt die sozialdemokratische Presse, die uns glauben machen will, die Zustände in den höhern Schichten der bürgerlichen Gesellschaft seien ein einziger großer Sumpf. Die Sache selbst ist in dem Augenblick, wo diese Betrachtung geschrieben wird, noch nicht abgeschlossen, da das Urteil noch nicht bekannt ist. Aber es handelt sich hier um einen jener Prozesse, bei denen das Urteil wenig zur Sache tut. Es ist in diesem Fall Nebensache, ob der Angeklagte schuldig befunden oder freigesprochen wird; die Bedeutung liegt in den Dingen, die in der Prozeßverhandlung zutage gefördert sind. Aber diese Dinge fordern die größte Vorsicht in den Rückschlüssen, die daraus gezogen werden. Es ist nichts Neues, daß das hüßliche Leben böse Klippen birgt, auch wenn Charakter und Lebensführung des Herrschers, um den sich dieser Hof schart, rein und fleckenlos dastehn. Der lediglich auf Rang und äußern Glanz gerichtete Ehrgeiz wird hier aufs stärkste angeregt, und während überall sonst das Berufsleben mit seinen sachlichen Aufgaben und seiner Verantwortung den Ehrgeiz vornehmer Naturen von dem Gewöhnlichen und den Außerlichkeiten

ablenkt und ihn veredelt und vertieft, bleibt im höfischen Leben der Blick aller Beteiligten ausschließlich auf die Stelle geheftet, die zugleich der Ausgangspunkt aller Belohnungen und äußern Ehren ist. Es gibt zwar auch in diesen Verhältnissen edle, schlichte und wahrhaft vornehme Naturen, die es verstehen, die Ideale der altgermanischen Menschentreue für sich festzuhalten, aber die Versuchungen sind groß, und wer ihnen unterliegt, der erleidet so viel innere Einbuße, daß er es schließlich gar nicht mehr als einen Mangel empfindet, wenn sich sein Pflichtbegriff vollständig mit der Erlangung äußerer Ehren und Vorteile deckt. Bei einem solchen auf Außerlichkeiten gerichteten Dasein verkümmert dann aber sehr leicht das Gefühl sittlicher Verantwortung, und es bleibt für weichere Naturen nur das Bedürfnis nach Genuß übrig, in dem sie bald jeden Halt verlieren.

Das sind Erscheinungen, die sich unter gleichen Bedingungen immer und überall wiederholen werden; nur treten sie jetzt bei uns schärfer und widerwärtiger hervor, weil hier der Übergang von fast partantischer Einfachheit zu einem glänzenden Genußleben schneller und unvermittelter vollzogen ist als anderswo. Daraus aber auf einen besondern Sittenverfall des deutschen Volks oder auch nur seiner obern Schichten schließen zu wollen, ist glücklicherweise ungerechtfertigt. Der Baum, der mit einigen wurmstichigen Früchten behaftet ist, kann trotzdem gesund und von edler Art sein. Gewiß ist es häßlich, daß diese schmutzige Wäsche vor aller Welt gewaschen werden mußte; tief zu beklagen ist, daß sich dieser Schmutz an Stellen fand, die man gern besonders rein sehen möchte. Aber man muß sich auch klar machen, daß ein solches Hineinleuchten in eine schmutzige Ecke des Hauses zu geschehen pflegt, wo man im ganzen Hause auf Reinlichkeit hält. Die sozialdemokratische Presse, die sich die fetten Bissen, die ihr in diesem Prozeß hingeworfen werden, nicht entgehen läßt, schwelgt in historischen Vergleichen, um nachzuweisen, daß wir es hier mit einem Symptom des tiefen Verfalls und des bevorstehenden Untergangs der bürgerlichen Gesellschaft zu tun haben. Diese Art von Beweisführung ist allerdings verfehlt; man arbeitet mit oberflächlichen Ähnlichkeiten, ohne nachzuweisen, daß die eigentlichen Vergleichspunkte zusammenfallen. Wenn die sozialdemokratischen Blätter ihren Lesern die berüchtigte Halsbandgeschichte vom Hofe der Königin Marie Antoinette aufstischen und die Urteile vorführen, die darin die Vorboten der französischen Revolution erkannten, so klingt das zwar sehr großartig und effektiv — steht aber doch schief darum! Denn was war das Typische und Symptomatische an der Halsbandgeschichte? Doch gewiß nicht, daß in der Sphäre des französischen Hofes eine Skandalgeschichte vorkam! Du lieber Himmel, wie oft hätte denn zum Beispiel England schon nicht vor dem Abgrunde stehn müssen! Was der Halsbandprozeß als Vorboten der Revolution erscheinen ließ, war die Art, wie die völlig unschuldige Königsfamilie in die Sache hineingezogen wurde, und wie die Geschichte auf die öffentliche Meinung nachwirkte. Wo liegt in dem Prozeß Moltke-Garden etwas Ähnliches vor? Der Monarch und sein engerer Familienkreis stehn so völlig rein und intakt da, daß selbst die schmutzigsten Feinde der Monarchie es nicht einmal in ihren intimsten Gedanken wagen würden, daran zu zweifeln. Was tadelnde Kritik auch im einzelnen vorbringen mag, unsre Herrscherfamilie blüht in Kraft, Gesundheit, Tüchtigkeit und sittlichem Ernst, in alledem unserm Volk ein Vorbild und eine Herzensfreude. Auch über die sogenannte Hofgesellschaft, die nähere und weitere Umgebung des Kaisers, wird in ihrer Gesamtheit niemand, wenn er unbefangen und gerecht ist, ein abfälliges Urteil fällen können, obwohl es hier aus den schon erwähnten Gründen niemals an unsympathischen, manche Gefahr in sich bergenden Erscheinungen fehlen wird. Aber es läßt sich auch hier nur darauf hinweisen: sobald auch nur der Anschein erweckt worden war, daß einzelne Männer

innerhalb dieser Hofgesellschaft in nicht ganz reinliche Geschichten verwickelt und in den Verdacht eines Mißbrauchs ihrer bevorzugten Stellung geraten waren, wurden diese Herren aus der Umgebung des Kaisers entfernt. Zwischen diesen Vorgängen und den Zuständen am französischen Hofe vor der Revolution eine Analogie zu finden, kann nur sozialdemokratischer Verbissenheit gelingen, soweit sie ungestraft auf die historische Unkenntnis ihres Publikums rechnen darf.

Das bedeutet freilich nicht, daß man leichtfertig über solche Erscheinungen hinweggehen soll. Die brennende Scham, die die Erfahrungen dieses Prozesses bei allen ernsthaften Vaterlandsfreunden hervorgerufen haben werden, wird hoffentlich eine Gewähr dafür bieten, daß davon eine reinigende, zur Selbstbesinnung und Selbstzucht auffordernde Wirkung auf die gesellschaftlich bevorzugten Kreise unserer Nation ausgeht.

Überschätzt wird offenbar von vielen Seiten die politische Bedeutung des Prozesses. Unerwünscht ist es natürlich, daß zwischen Persönlichkeiten, die dem Monarchen durch ihre Dienststellung oder aus persönlichen Gründen nahe stehen, Beziehungen gepflegt werden, die — wenn auch nicht immer mit Erfolg — darauf angelegt sind, ungesunde und unberechtigte Einflüsse in politischen oder persönlichen Angelegenheiten geltend zu machen oder den Monarchen nach irgendeiner Richtung hin von richtigen Informationen abzusperrern. Zweifellos entstehen daraus den berufenen Ratgebern der Krone manche Erschwerungen. Aber einerseits sind solche Menschlichkeiten niemals ganz ausgeschlossen, andererseits spielen diese Einflüsse bei einem selbständigen und gewissenhaften Herrscher nicht die Rolle, die ihnen die Meinung des Publikums in der Regel zuweist. Das kann aber den Bemühungen, solche Einflüsse aufzudecken und unschädlich zu machen, nicht ihre Bedeutung rauben. Auch nach dieser Richtung hin wird der Prozeß ein heilsames Warnungszeichen bleiben.

Ein Carl-August-Museum in Weimar. Unser Mitarbeiter, der bekannte Goetheforscher Dr. Hans Gerhard Gräf, hat soeben im Insel-Verlag, Leipzig, unter dem Titel Gedanken über ein Carl-August-Museum in Weimar eine Broschüre veröffentlicht, die wir der Aufmerksamkeit aller literarisch interessierten Kreise empfehlen möchten. Der Verfasser regt darin die Gründung eines neuen Museums in Weimar an, eines Museums, das die Bestimmung haben soll, das ganze, die klassische Literaturperiode betreffende Bildermaterial an einer Stelle zu vereinigen, ähnlich wie das bei dem Goethe- und Schiller-Archiv mit dem literarischen Material der Fall ist. Dieser Gedanke hat zunächst etwas Befremdendes, denn erstens ist das kleine Weimar ohnehin schon reichlich mit Museen, Archiven, Bibliotheken und literarischen Erinnerungsstätten gesegnet, und zweitens sind an allen diesen Orten auch so viel Bilder jeder Art und Technik untergebracht und dem Publikum zugänglich, daß das von Gräf geplante Institut auf den ersten Blick überflüssig erscheint. Aber nur auf den ersten Blick, denn wenn man die Argumente des Verfassers prüft, muß man zugeben, daß die gegenwärtigen Zustände in der Tat alles andre als ideal sind, und daß nur eine Zentralisierung des zurzeit sehr verstreuten Materials eine eingehende Würdigung und wissenschaftliche Verwertung ermöglichen kann.

Augenblicklich befindet sich das in Frage kommende Material in folgenden Sammlungen und Anstalten: Großherzogliche Bibliothek zu Weimar, Großherzogliches Museum zu Weimar, Großherzogliche Schlösser zu Weimar, Tiefurt, Belvedere, Ettersburg, Dornburg, Eisenach, Wartburg, Wilhelmsthal, Müstedt, Großherzogliches Staats- und Haus-Archiv zu Weimar, Goethe-National-Museum (Goethe-Haus),

Goethes Gartenhäuschen im Park, Schiller-Haus, Goethe- und Schiller-Archiv, Städtisches Museum zu Weimar, Universitäts-Bibliothek zu Jena, Städtisches Museum zu Jena und Thüringer Museum zu Eisenach, also an zwanzig verschiedenen Stellen.

Da kommt zunächst das Schlößchen zu Tiefurt, der berühmte Witwensitz der Herzogin Anna Amalie, in Betracht. Hier sind Tausende von bildlichen Darstellungen: Skulpturen, Gemälde, Handzeichnungen und Stiche in den denkbar beschränktesten und dunkelsten Räumen untergebracht, zum Teil mit Hilfe eingezogener Tapetenwände, wo alles so dicht beieinander hängt, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Bei trübem Wetter und besonders im Winter, wo die Räume nicht geheizt werden, kann von einer genüßreichen Betrachtung dieser Schätze natürlich überhaupt keine Rede sein. Nun kommt noch hinzu, daß der Zustand und die einsame Lage des Gebäudes, dem überdies die Blitzableiter fehlen, die Gefahr einer Vernichtung durch Feuer in bedenkliche Nähe rücken. Wenn deshalb ein Teil der Kunstwerke, wenigstens die unersetzlichen Originale, aus dem Schlößchen entfernt würde, so würde dieses nichts von seinem intimen Reiz verlieren, das Zurückbleibende würde vielmehr desto besser zur Geltung kommen.

Wohl die reichhaltigste Bildnißsammlung befindet sich in der Großherzoglichen Bibliothek, die wie in ihrer Frühzeit heute noch immer zugleich ein Kunst-, Antiquitäten-, Münz- und Raritäten-Kabinet ist. Dadurch leidet auch sie an einem Raumangel, der sich zum Schaden ihrer eigentlichen Bestimmung von Jahr zu Jahr fühlbarer macht. Auch hier, wo ein ursprünglich für gesellige Veranstaltungen geschaffener, architektonisch reicher Hauptsaal alles Licht absorbiert, sind die Beleuchtungsverhältnisse so ungünstig, daß die Wirkung der Gemälde und Skulpturen in geradezu unerträglicher Weise beeinträchtigt wird. Gäbe die Bibliothek ihren Bestand an Kunstwerken an das zu gründende Museum ab, so gewänne sie Raum für die Bücher, die heute zum Teil in den finstersten Winkeln stehn oder gar zu hohen Stößen aufgestapelt sind.

Um noch einer dritten Sammlung zu gedenken, sei auf das Goethe-National-Museum hingewiesen. Dieses Heiligtum, das nach dem Wortlaute des landesherrlichen Stiftungsbriefes eine Anstalt sein soll, „welche den Zweck verfolgt, das Goethe-Haus nebst dessen Zubehörungen in einer dem Andenken Goethes würdigen, pietätvollen Weise zu erhalten, die Goetheschen Sammlungen sowie andere von Goethe herrührende oder zu ihm und seinem Wirken in Beziehung stehende Gegenstände zu bewahren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde und weisevolle Stätte darzubieten“, hat diese Aufgabe bisher in ausgezeichneter Weise erfüllt. Man wird jedoch mit der Annahme nicht fehl gehn, daß den Stifter vor allem der Wunsch befehlte, die Räume, soweit nur irgend möglich, in den Zustand zurückzuversetzen, worin sie sich befanden, als Goethe aus ihnen schied. Nun ist die Sammlung aber im Laufe der Jahre durch Stiftungen, Ankäufe und Geschenke so außerordentlich vermehrt worden, daß die Gemächer mehr und mehr ihren Charakter als Wohnräume verloren haben, und daß der Besucher in der That den erhebenden Eindruck, an einer durch Goethes Wirken und durch die individuelle Anordnung seines Hausgeräts und seiner Sammlungen geweihten Stätte zu stehn, einbüßt. Auch hier könnte also eine ganze Anzahl von Bildern und Skulpturen, darunter manche von Künstlern unsrer Zeit, beseitigt werden, ohne daß das Museum im Sinne seiner ursprünglichen Bestimmung dadurch irgendwie eine Einbuße erlitte. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den übrigen, zu Anfang dieser Betrachtung aufgezählten Sammlungen und Anstalten.

An Material für das Carl-August-Museum würde es also nicht fehlen, und der Gedanke, sämtliche authentische Bildnisse der Geistesheroen und ihrer mit ihnen

in Berührung gekommenen Zeitgenossen, die Ansichten literarisch denkwürdiger Örtlichkeiten und die zeitgenössischen Illustrationen zu den Werken der Dichter in einem zweckmäßig eingerichteten Gebäude vereinigt zu sehen und durch vergleichende Betrachtung nutzbar machen zu können, hat wirklich viel Bestrickendes. Hier macht Gräf auch positive Vorschläge, die natürlich reiflich erwogen werden wollen. Er denkt sich das Museum als einen annähernd quadratischen Bau, dessen Räume sich um drei nebeneinanderliegende lange Hauptsäle gruppieren. Der mittlere und größte dieser Säle ist Carl August gewidmet, dessen Entwicklung und Tätigkeit als Landesvater, Soldat und Mäcen wir an der Hand des bildlichen Materials durch sein ganzes Leben verfolgen können. Rechts davon ist der Goethe-, links davon der Schiller-Saal. An jeden der drei Hauptsäle schließt sich ein kleinerer Saal unmittelbar an. Der mittlere, zu dem man vom Carl-August-Saal gelangt, ist Anna Amalie und Wieland, der rechte Maria Paulowna, der linke der Herzogin Luise und Herder gewidmet. Außerdem sind noch besondere Räumlichkeiten für die Geschichte des Theaters, für die der Landeskultur und für eine Sammlung von Landkarten und Stadtplänen vorgesehen, außerdem ein Lese- und Studienraum und ein Saal für Sonderausstellungen und Vorträge.

Die Entscheidung darüber, wie sich der ganze Plan praktisch verwirklichen läßt, und inwieweit die von Gräf gemachten Vorschläge im einzelnen berücksichtigt werden können, muß natürlich den zuständigen Behörden und Korporationen überlassen bleiben. Hoffen wir zunächst, daß der vom Verfasser angeregte Gedanke auf guten Boden fällt. Es würde für Weimar und alle Weimarpilger von großem Werte sein! J. R. H.

Gustavo Adolfo Becquer, ein spanisch-deutscher Romantiker.\*) „Es kostet mich Mühe, zu unterscheiden, was ich geträumt und was ich wirklich erlebt habe. Meine Liebe teilt sich zwischen den Hirngespinnsten meiner Einbildungskraft und den Menschen von Fleisch und Blut. Mein Gedächtnis bringt Namen und Begebenheiten durcheinander von Frauen und Tagen, die längst gestorben oder vergangen sind, mit solchen Frauen und Tagen, die nie da waren, anderer und meinen Träumen.“ Diese Bekenntnisse Gustavo Adolfo Becquers sind nicht übertrieben, sie werden bestätigt durch die nähere Betrachtung seiner romantischen Erzählungen, die der österreichische Dichter Ottokar Stauf v. d. March vor kurzem durch eine geschmackvolle Übersetzung allgemein zugänglich gemacht hat. Unrichtig nennt er sie, dem Sprachgebrauch des Originals folgend, Legenden, ein Name, der bei dem deutschen Leser falsche Vorstellungen weckt.

Der Dichter war in vierter Geschlechtsfolge Nachkomme eines Deutschen, der in Spanien eingewandert war, was ja auch der Name = Bekker ohne weiteres verrät. In seinen Adern floß sicher noch deutsches Blut. Interessant ist es, die Mischung von germanischen und romanischen Elementen bei diesem Dichter zu beobachten. Spanisch ist vor allem die mystisch-religiöse Stimmung, in die alles getaucht wird, deutsch die Verehrung der Natur und des Altüberlieferten, aus beiden gemischt der phantastische Aufpuß. Überall haben wir es aber bei ihm mit den hervorragenden Leistungen eines tief angelegten Dichters zu tun, der durch die Not des Lebens zu raschem Schaffen gezwungen, infolge von Entbehrungen aller

\*) Legenden des Gustavo Adolfo Becquer. Aus dem Spanischen übersetzt mit literarisch kritischer Einleitung und biographischer Skizze von Ottokar Stauf von der March. Buchschmuck nach alten Kupfern. Umschlagzeichnung von Richard Sadur. Mit dem Bildnis des Dichters (von der Hand des Bruders, Valerian Becquers). Erste deutsche Gesamtausgabe. Berlin, Dr. Franz Ledermann, 1907. 335 S. Preis mit Wütenpapierumschlag 6 Mark, gebunden in Halbpergament 8 Mark.

Art schon vor dem Abschluß seines fünfunddreißigsten Jahres 1870 in Sevilla an Lungenschwindsucht gestorben ist.

Die meisten seiner Erzählungen wurzeln in volkstümlichen Überlieferungen; Becquer beruft sich gern auf mündliche Berichte alter Leute, Hirten und Jäger, das Beste verdanken sie aber der schöpferischen Phantasie des Dichters, der mit bewunderungswürdiger Meisterschaft das Detail herausgearbeitet hat. Seine ganze Seelenstimmung entsprach dieser schriftstellerischen Tätigkeit. „Zerstörte Ringmauern, Sitten aus Väterszeiten haben für mich einen unsagbaren Zauber, etwas Mysteriöses-Duftiges. Es ist für mich wie ein glänzender Sonnenuntergang. Tausend leuchtende Luftgebilde, strahlend in Farbenpracht, erscheinen, bevor sie in das stumme Dunkel sich stürzen, wo sie auf ewig zugrunde gehn müssen.“ Sein eigentliches Studium war der Erforschung der Geschichte der mittelalterlichen Kunst in Spanien gewidmet. Nur einzelne Skizzen über die kirchlichen Baudenkmäler seiner Heimat veröffentlichte er, aber in seinen Erzählungen finden sich zahlreiche Spuren dieser Studien.

Außerst fruchtbar ist die Phantastik Becquers. Alles gewinnt bei ihm Leben und Sprache. Eingeläutet werden die Erzählungen durch die Klagen der Glocken der Kirchtürme von Madrid am Allerseelestage, jede hat ihre eigne Seele, so vermögen sie all das zum Ausdruck zu bringen, was den einzelnen Menschen, der die Glocke vernimmt, quält und bedrängt. Die erste darauf folgende Erzählung berichtet von der wunderbaren Bestrafung eines Kirchenraubes. Als Pedro, auf Antrieb seiner puffsüchtigen Frau, der Gottesmutter in der Kathedrale zu Toledo ihr kostbares Armband geraubt hat, erheben sich all die Gebilde aus Stein in der Kirche und starren den Frevler mit ihren Augen ohne Augensterne so furchtbar an, daß er vor Schrecken wahnsinnig wird. Daß die kunstvoll aus Stein gebildete Welt ihr Leben hat, das der Künstler ihr mitteilt, erfuhrt nach der Erzählung „Der Fuß“ ein französischer Rittmeister zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, der mit seinen Soldaten in derselben Kathedrale einquartiert war. Als er trunken von Wein die Marmorstatue einer wunderschönen Kastilianerin, die dort über ihrem Grabe mit ihrem Gatten kniete, küssen wollte, erhob der Gatte die Faust und schmetterte den frechen Fremdling zu Boden. In bunter Folge treten die verschiedensten Motive uns entgegen. Alle Gestalten des Volksglaubens treten in Aktion, der Neek und die Nixe, das in ein weißes Reh verwandelte schöne Mädchen, das wunderlättige Kreuz mit dem Erlöser und das unheilvolle des Satans. Wir erfahren, daß niedere Geister das Böse in die Weltschöpfung gebracht haben, und begleiten einen indischen Fürsten, der den Bruder erschlagen hat, um sich in den Besitz seines Weibes zu setzen, mit ihr auf eine endlose schreckliche Bußfahrt.

Wir erfahren aber auch, daß der Dichter alle Freude am Leben, das ihm, dem Armen und Kranken, nichts zu bieten vermochte, verloren hat. Nicht der Dichter Manrique, sondern Becquer ist der Held der letzten Erzählung, „Der Mondstrahl“. Er kommt zu der verzweiflungsvollen Erkenntnis, daß Lieder, Frauen, Ruhm, Glück alles Mondstrahlen, Lügen, erbärmliche Lügen, leere Phantome sind, die wir uns in unsrer Einbildung erschaffen und nach unsern Launen kleiden, die wir lieben und verfolgen — weshalb? wozu? um schließlich einen Mondstrahl zu finden.

Der Übersetzer verdient volle Anerkennung. Man merkt nirgendwo die Übertragung, sondern glaubt ein Originalwerk vor sich zu haben. Freunde einer geist- und gemütvollen Lektüre werden ihm Dank wissen. Er hat uns die Kenntnis eines bedeutenden Dichters vermittelt.

Ul. Reifferscheid

